

## Werk

**Titel:** Die Ovahereró

**Autor:** Hahn, Josaphat

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1869

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1869\\_0004](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1869_0004) | LOG\_0085

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## XIX.

### Die Ovaherero.

Von Josaphat Hahn.

(Schluß der zweiten Abtheilung.)

---

Die Sprache der Hereró ist nicht im Mindesten mit der der Hottentotten oder Namaqua, wohl aber mit der Kaffern- und manchen anderen Negersprachen verwandt. Die Hererósprache bildet die südwestliche Grenze des bis jetzt noch namenlosen großen südafrikanischen Sprachstammes, welcher, in größerer oder geringerer Verschiedenheit und Abweichung, in mehr originaler oder schon mit anderen Sprachstämmen vermischter Form, im Süden des Aequators auf der West- und Ostküste, wie im Innern des großen afrikanischen Continents, von unzähligen Völkerschaften auf einem Flächenraume von vielen tausend Quadratmeilen geredet wird.

Wenn eben gesagt wurde, daß dieser große Sprachstamm noch namenlos sei, so war das nicht ganz richtig. Die portugiesischen Missionare in Benguela nennen die Sprache, welche die Eingeborenen in Congo, Loango etc. reden, *Lingua Bunda*. Dieser Name gründet sich darauf, daß weiter im Innern des Landes eine Nation lebt, welche Bunda genannt wird. Darauf hin hat man begonnen, alle die westlichen Negerstämme unter dem Namen Bunda-Stämme zu begreifen. Für die westlichen Sprachen hat daher der Collectivname Bunda-Sprache hier und da Eingang gefunden. Man hat die Sprachen Süd-Afrika's auch „hamitische“ genannt, doch fehlt bisher noch eine Begründung dieser Ansicht. Im Großen und Ganzen hat sich herausgestellt oder wird wenigstens mit Wahrscheinlichkeit angenommen, daß der große südafrikanische Sprachstamm sich in drei Zweige theilt, von denen der eine an der Ostküste unter den Kaffernstämmen bis Zanzibar hinauf, der zweite an der Westküste unter den Bunda-Völkern

und der dritte im Inneren, von den Betschuanen nördlich hinauf bis zum Aequator oder noch darüber hinaus, gesprochen wird. Die Einteilung in Kaffern- und Negerstämme, resp. Sprachen, ist jedenfalls ganz und gar unbegründet, denn die Kaffern sind auch nichts anderes als Neger.

Aus den Rheinischen Missionsberichten entnehmen wir folgende allgemeine Bemerkungen des Missionars Hugo Hahn über die Hereró-sprache. „Es ist wohl ohne Zweifel,“ heißt es, daß das Otyihereró einem Sprachstamm angehört, der sich über den ganzen südlichen Theil, vielleicht über den größten Theil von Afrika ausbreitet. Diese Hoffnung, welche ich schon lange gehegt, bewahrheitet sich immer mehr. Das Sitschuana (Betschuanen-Sprache), die Kaffern- und Mozambiquersprache sind nahe verwandt mit dem Otyihereró, nur daß das Otyihereró durch die Abgeschlossenheit des Volkes bis auf die jüngste Zeit mehr originell ist; es hat sich freier von fremdartigen Bestandtheilen gehalten und bedarf derselben nicht, da es eine so schöpferische, den Keim der Ausbildung in sich selbst tragende Sprache ist. Das Idiom dieser Sprache ist fast ganz dasselbe, die Verschiedenheit besteht fast nur in Wörtern, obgleich auch da große Aehnlichkeit sich nachweisen läßt. Nach den Nachrichten des Herrn Oswell, der bis zum lange vermutheten Ngamisee zuerst vordrang, sprechen auch jene Nationen eine mit dem Sitschuana verwandte Sprache, die aber nach den Wörtern zu urtheilen, die er aufgeschrieben hat, viel ähnlicher dem Otyihereró ist. Ebenso ist die Sprache der Ovambó ein Zweig desselben Stammes, und wer eine dieser Sprachen erst inne hat, der kann ohne Mühe eine der anderen erlernen. — Wenn bei allen afrikanischen Völkerschaften die Kenntniß ihrer Sprache ein Band der Freundschaft ist, wie bei den Ovahereró, dann sind mit der Kenntniß derselben die Thore zum Herzen Afrikas geöffnet. Wenn z. B. Ovahereró hierher kommen, die noch nicht wissen, daß wir ihre Sprache kennen, dann sagen unsere Leute stets als Empfehlung für uns: „sie (die Missionare) sind hiesige Kinder, Ovahereró, sie sprechen unsere Sprache.“ Auf Reisen, wenn wir die uns Unbekannten in ihrer Zunge anreden, antworten sie oft mit einem lauten Jubelgeschrei, und die anfänglich Schüchternen drängen sich voll Zutrauen und Freude um uns, um selbst die weissen Ovahereró zu hören.“

Es sei erlaubt, noch einige wenige Bemerkungen über die Hereró-sprache selbst zu machen<sup>1)</sup>. Das Otyihereró besitzt eine besondere

<sup>1)</sup> Die nun folgenden Bemerkungen stützen sich auf die Grammatik der Hereró-sprache meines Vaters, des Missionars Hugo Hahn.

Weichheit und Harmonie der Laute, es ist klangvoll, biegsam und schmiegsam. Obgleich dies eine Eigenthümlichkeit aller jener Sprachzweige des großen südafrikanischen Sprachstammes ist, so zeichnet sich doch das Otyihereró durch ein größeres Maafs des Wohltautes vor ihnen aus, weil der Vocalreichthum der Hererósprache bedeutend gröfser ist, als jener anderen Sprachen. Dazu kommt, dafs die Kaffern-dialecte, sowie die Zulusprache die übelklingenden Schnalzlauten der benachbarten Namaqua in ihre Sprache mit aufgenommen haben. Ferner finden sich in diesen Sprachen die rauhen Kehllaute, welche das holländische *g* noch bei weitem übertreffen. Viele jener Völkerschaften, wie die Betschuanen, haben starke Nasenlaute, und bei den meisten nördlich von den Hereró gelegenen Stämmen ist ein großer Theil der Vocale schon verschwunden, oder contrahirt und elidirt worden.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der Hererósprache ist, dafs jedes *Nomen substantivum* ein *Praefixum* hat, welches, von der Wurzel getrennt, keine Bedeutung hat, aber mit dieser verbunden, derselben erst ihre nähere Bestimmung und Eigenschaft als Hauptwort giebt. Dieser Substantivbildung durch Präfixe analog ist die der Verbalformen durch Affixe. Ferner hat die Sprache einen großen Mangel der Casusbildung durch Flexion des Nomens; dieser Mangel wird aber hinreichend durch Präpositionen oder andere Partikeln mit directiver und possessiver Kraft ersetzt. Auch finden für die Geschlechter fast gar keine unterscheidenden grammatischen Merkmale statt. Ein großer Mangel findet sich endlich in der Comparation, für welche eigentliche Formen gänzlich fehlen, es muß diese daher durch Umschreibung gebildet werden. Will der Hereró z. B. sagen: „Dieser Berg ist höher als jener“, so drückt er sich folgendermaßen aus: *ondundu indyi ya-kapita indyini*, d. h. wörtlich: Berg, dieser geht vorbei jenem oder übertrifft jenen. Oft ist die Umschreibung aber noch viel unbehüllicher; so darf man z. B. auf Reisen nie fragen: „welche ist die gröfsere von beiden, die nächste Station oder die folgende?“ sondern man muß etwa sagen: „die letzte Station ist klein, ist die erste die große?“ Die Antwort darauf ist aber nicht: „sie ist gröfser oder kleiner,“ sondern einfach: „es ist so,“ oder „es ist nicht so.“

Durch die Mission ist die Hererósprache zur Schriftsprache geworden und hat ein eigenes Alphabet. Es sind bereits mehrere Bücher im Otyihereró gedruckt worden: das ganze neue Testament und große Auszüge aus dem alten Testament, übersetzt von Hugo Hahn; ebenso die Uebersetzung von Luthers Katechismus, von einer Anzahl Kirchenlieder und sonstige Erzählungen für Lesebücher in der Schule von demselben Verfasser. Derselbe hat auch, wie schon be-

merkt, über die Hererósprache eine Grammatik nebst einem Wörterbuche verfaßt und drucken lassen.

Ungleich schwerer zum Erlernen als das Otyihereró ist die Namaquasprache, die bis jetzt der Mission ein unüberwindliches Hinderniß gewesen ist. Die Schwierigkeit liegt weniger darin, daß die Sprache so überaus schwer zu verstehen wäre; denn es haben schon etliche Missionare es nicht nur zum Verstehen, sondern auch zum Schreiben derselben gebracht. Neuerdings hat z. B. der Missionar Krönlein große Auszüge aus der Bibel in die Namaquasprache übersetzt und dieselben dem Druck übergeben. Jene Schwierigkeit liegt dagegen in der Aussprache. Die bekannten Schnalzlaute sind es, welche ebenso unerläßlich zum richtigen Ausdruck des Gedankens als für den Fremden unmöglich zu vollkommener Nachbildung sind. Wenigstens gilt das Letztere von zweien dieser Schnalzlaute. Unter den Namaqua steht es als eine ausgemachte Thatsache fest, daß es für Jeden, der nicht von Kindesbeinen an unter ihnen gelebt und gesprochen hat, unmöglich ist, ihre Sprache richtig reden zu lernen. Diese Erfahrung machen sie an ihren eigenen Kindern, die ihre Jugend unter den Colonisten verlebt und holländisch sprechen gelernt haben; kehren diese zu ihrem Volke zurück, so lernen sie nie ordentlich ihre Muttersprache reden. Amraal, einer der angesehensten Häuptlinge unter den Namaqua, der kürzlich gestorben ist, konnte nie, obgleich er ein Alter von mindestens 90 Jahren erreichte, seine Muttersprache geläufig reden, weil er in seiner frühesten Jugend nicht immer zu Hause gewesen war. Die Bergdamra, von denen bereits früher die Rede war, sprechen, obwohl sie schon seit mehreren Menschenaltern unter den Namaqua leben, immer mit ihnen verkehren und sogar schon längst ihre Sprache angenommen und die eigene ganz verlernt haben, nur schlecht den Namaquadialect. Bis jetzt hat es noch kein Missionar dahin gebracht, in der Namaquasprache frei zu predigen. Entweder braucht man Dolmetscher, was seine großen Schattenseiten hat, oder der Missionar schreibt seine Predigt auf und verliest sie wörtlich. Frei zu predigen hat seine ebenso großen Bedenken, wie das Dolmetschen, da ein einziger verkehrter Schnalzlaut die lächerlichsten Mißverständnisse hervorrufen und den ganzen Eindruck der Predigt verwischen kann. Daß die Namaquasprache nach den Forschungen des Dr. Bleek mit der Koptischen aufs Engste verwandt zu sein scheint, davon ist schon an andern Orten die Rede gewesen. Wir wenden uns nun der näheren Charakteristik dieser beiden interessanten Völker zu.

Von Natur sind die Hereró nicht träge, sie zeigen viel Geschick und Neigung im Erlernen von Handarbeiten oder Handwerken; sie

sind eine sehr praktisch angelegte Nation. Auch im Unterricht verathen sie nicht unbedeutende Gaben; Sprachen lernen sie wenigstens mit bewundernswerther Schnelligkeit. Durch die Missionare lernten manche auch den Ackerbau und manches andere Nützliche mit der größten Leichtigkeit. Die Hereró haben ein offenes, fröhliches (aber durchaus nicht leichtsinniges) Gemüth, was auch schon in ihrem Volksnamen ausgedrückt zu sein scheint; denn „hererá“ heisst „fröhlich sein, frohlocken.“ Darnach hiesse „Ovahereró“ das „fröhliche, muntere Volk.“ Ihre Kameraden, die „Ova-mbandyerú,“ heissen „die Betrüger,“ aus welchem Grunde ist uns unbekannt. — Obwohl die Hereró ziemlich erregbar sind, kann man sie doch nicht Gefühlsmenschen nennen, wie ihre südlichen Nachbarn, die Namaqua. Während die Hereró Verstandesmenschen sind, da bei ihnen der Verstand vorherrscht, ist für die Namaqua eine außerordentliche Entzündbarkeit und Rührigkeit durchaus charakteristisch. Die Rührigkeit, Reizbarkeit und Entzündlichkeit in der Natur des Namaqua, die gewiss auch ihre guten Seiten hat, birgt aber auch zugleich die Nachtseiten desselben in sich. Seine Gefühle verflackern ebenso leicht, wie sie entflammt werden, die Eindrücke sind einem jähen Wechsel unterworfen; die Grenzen des Patriotismus, den die Namaqua in hohem Grade besitzen, und des Egoismus, des Edelsinns, soweit davon bei ihnen die Rede sein kann, und der Gemeinheit und Rachgier liegen im Charakter des Namaqua dicht bei einander; der Drang nach Selbstständigkeit und Freiheit wird zur wildesten Zügellosigkeit und Ungebundenheit; der beständige Trieb nach großen Unternehmungen und tapferen Thaten artet leicht in Raubsucht aus; der leichte Sinn verwandelt sich in Leichtsinns; die Wandelbarkeit des Charakters ruft alle wilden Leidenschaften wach, als Jähzorn, Zank, Tobsucht, Trunk, Grausamkeit und Bestialität.

Dieser tiefgreifende Unterschied in den Charakteren beider Völker zeigt sich besonders in ihrem Verhalten dem Christenthum gegenüber. Die Hereró wollen stets von dem, was ihnen gepredigt wird, mit Vernunftgründen überzeugt werden. Die Namaqua dagegen werden vom Christenthum leicht erfaßt. Doch hat die Erfahrung die Missionare gelehrt, in solchen Fällen sehr vorsichtig zu sein; denn dieselben Leute, die unter Bußthränen „im Sack und in der Asche“ lagen und herzerreißende Bußpredigten an ihre eigenen Landsleute hielten, sind nur zu oft einige Monate oder Wochen darauf die erbittertsten Feinde und Verfolger der Missionare gewesen. Darum faßt das Evangelium, wenn es einmal einen Hereró ergriffen hat, meist viel tieferen und bleibenderen Grund bei ihm als bei einem Namaqua.

Obwohl der Hereró leicht in Zorn geráth, so ist er doch nichts weniger als rachgierig, und ob er schon in seiner Sprache keine eigentliche Bezeichnung für „Dankbarkeit“ besitzt, so ist ihm diese Tugend doch keineswegs fern und unbekannt, sondern sie wird hoch geschätzt. Eltern-, Kinder- und Geschwisterliebe ist bei ihnen sehr stark und ausgeprägt. Es ist zum Beispiel nicht unerhört, daß Eltern sich beim Verluste eines Kindes aus Schmerz hierüber selbst entleiben. — Die Hereró sind solide und haushälterisch und neigen darin zum Geiz und sind hierin wiederum das Gegentheil von den Namaqua. Dem Trunke sind sie abgeneigt und Feinde der Branntweinhändler. Nichts weniger als putzsüchtig und eitel verwerfen sie, gerade umgekehrt als die Namaqua, bei der Auswahl von Kleidungsstücken, die grellen und buntenfarbigen Stoffe und wählen die schlichtesten und dauerhaftesten. Im übrigen characterisirt die Hereró ein ruhiges und friedliches Volks- und Familienleben. Ihre Hauptfehler, wie bei allen Heidenvölkern, sind Lüge und Sinnlichkeit. Doch bei aller geistigen und sinnlichen Verkommenheit liegt schon darin eine nicht unbegründete Hoffnung zu ihrer Besserung durch das Christenthum, daß sie, wie die meisten Negervölker, von sich selbst im Grunde ziemlich gering denken, oder wenigstens die Ueberlegenheit der Weissen in allen Dingen bereitwillig anerkennen. Hierin liegt aber wieder ein tiefgreifender Unterschied in den Charakteren beider Völker; denn die Namaqua stellen sich in ihrem merkwürdig starren Hochmuth sogar über die Weissen und verachten alles, was nicht Namaqua heißt. Aufser dem Branntwein ist es höchstwahrscheinlich gerade dieser unbeugsame Hochmuth, diese schroffe Haltung und Abgeschlossenheit allen anderen Nationen gegenüber, was eine reisend-schnelle Abnahme der Seelenzahl bei den Namaqua herbeiführt; während vor circa 200 Jahren die Namaqua im Großen und Ganzen reichlich 600,000 Köpfe gezählt haben sollen, wird ihre Zahl jetzt auf 50—70,000 taxirt.

Die Hereró haben, ebenso wie die meisten afrikanischen Völker, nur sehr unbestimmte Ideen von Zeit und Entfernung, doch darf uns dies nicht zu sehr Wunder nehmen, wenn wir uns erinnern, wie nicht selten die mangelhaften Begriffe unseres Landvolkes über Raum und Zeit dazu geeignet sind, einen Touristen in Verzweiflung zu bringen. Bei den Hereró ist dies freilich noch schlimmer; zu der Unwissenheit kommt noch hinzu, daß es manchem das größte Vergnügen macht, mit dem einfältigsten Gesichte von der Welt den Reisenden durch die dummsten, ausweichendsten Antworten in Ungewissheit zu erhalten, und mit dem ernstesten Gesichte auf's Schändlichste zu belügen. Andere, die auch den besten Willen haben, dem

Fremden zu dienen, können dies oft nicht wegen der Unklarheit ihrer Orts- und Zeitbegriffe. Wenn man zu diesen sagt: „angenommen, wir gehen bei Sonnenaufgang ab von hier; wo wird die Sonne stehen, wenn wir in X ankommen?“ so zeigen sie ganz willkürlich nach dem Himmel, obgleich sie so etwas von Astronomen sind und mehreren Sternen Namen geben. Doch giebt es auch unter den Hereró in dieser Beziehung recht viele lobenswerthe Ausnahmen. Manche, nicht nur solche, die etwas mehr in Berührung mit Europäern gekommen sind, sondern auch manche andere können nach dem Stande der Sonne sehr genau die Tageszeiten bestimmen. Auch können diese bestimmt angeben, wieviele Tagereisen ein Ort von dem anderen entfernt ist, während bei den anderen die Unwissenheit in allen numerischen Vorstellungen sehr belästigend ist, obwohl sie ziemlich weit zu zählen im Stande sind. — In Anbetracht dessen, daß die Hereró Naturmenschen oder Wilde sind und deswegen den Instinkt der Oertlichkeit stark entwickelt haben sollten, sind sie schlechte Führer auf Reisen. Es ist schwer die Vorstellungen eines Europäers von einem Lande mit denjenigen eines Eingeborenen zu vergleichen, weil beide dasselbe auf so verschiedene Weise betrachten und ihre Aufmerksamkeit auf so ganz verschiedene Dinge richten. Ein Hereró verallgemeinert nichts; so hat er z. B. keinen Gesamtnamen für einen Fluß, dagegen fast für jede einzelne Strecke desselben einen anderen Namen. Die Bezeichnung „Zwachaub“ für den größten Fluß in Hereróland ist ein Namaqua-Name, es giebt aber kein Hereró-Wort für den ganzen Strom. Ferner: ein Hereró, der den Weg von A bis B und auch von B nach C genau kennt, würde von einer geraden Strecke von A bis C kaum eine Vorstellung haben; denn er hat keine Karte vom Lande in seinem Geiste, sondern eine Unzahl örtlicher Einzelheiten. Er erinnert sich an jeden Baumstumpf oder Stein etc., und je kindischer die Gegenstände sind, desto stärker scheint er sich daran zu erinnern. Wenn der Reisende daher zu seiner Hereródienerschaft sagte: „ich will an der Seite des Berges übernachten, wo das Flußbett dicht an seinem Fulse vorbeigeht,“ so würden seine Leute den Platz durch diese Beschreibung wohl kaum erkennen. Wenn man aber etwa sagte: „unter der Mimose ein wenig an der anderen Seite des Ortes, wo der roth und weiß gefleckte Ochs mit den langen schwarzen Hörnern brüllte, als der schwarze Ochs vor ihm war und Kamupindi seinen Speer fallen liefs etc. etc.“ so würde jeder Hereró aus der Reisegesellschaft die Stelle genau begreifen, welche gemeint wäre. Der Hereró wählt eben seinen Weg Schritt für Schritt und denkt nicht im Traume daran, eine bestimmte Richtung zu nehmen und sich nach ihr zu halten. Seine



ganzen Beobachtungen sind auf Spuren, Steine, Stöcke, Büsche und Bäume etc. gerichtet, und er sieht beständig auf den Boden nieder und nicht um sich her.

Die Zeitrechnungen bei den Hereró gehen nicht nach Tagen, Monaten und Jahren, sondern nach den Jahreszeiten, nach den Regen- und trocknen Zeiten. Fragt man also einen Hereró, wie alt er sei, so zählt er nach den Regenzeiten, die er erlebt hat. Hiermit verwandt erscheint die Zählung der Jahre nach Wintern, was wir bei den altgermanischen Stämmen der Gothen und Angelsachsen wiederfinden. — Mit der Zeitrechnung der Jahre nach den Jahreszeiten bei den Hereró scheint ihre Berechnung der Tage nach Nächten zusammenzuhängen. Es ist ja auch im Grunde die Nacht, welche den einen Tag von dem anderen trennt oder scheidet, wie der Winter oder die Regenzeit das eine Jahr vom anderen. Darum zählten nicht nur die lybischen Nomaden und die alten Gallier und Germanen ihre Tage nach Nächten, sondern dieser Sitte folgen theilweise noch heute die Engländer sowie auch die Araber.

Sehr interessant sind die socialen Zustände bei den Hereró. Es ist z. B. sehr bemerkenswerth, daß die Hererófrauen bei weitem nicht alle häuslichen Arbeiten zu verrichten haben, sondern sich mit den Männern darin theilen. Bei den meisten afrikanischen Völkerschaften, wie bei den Betschuanen, Bayeye, Makololo, Zulu, Kaffern, Namaqua etc., wäre das etwas ganz Unerhörtes. Während das Aufrichten der Hütten bei den Hereró merkwürdigerweise gerade das Geschäft der Frauen ist, fällt den Männern die Aufgabe zu, das Dornenverhau oder „Kraal“ darum zu machen, Brunnen zu graben, das Vieh zu tränken und zu hüten, hölzerne Gefäße zu fabriciren, auf Jagd und Raub auszugehen oder am „Okuruó“ (Feuerheerde) zu sitzen und Taback zu rauchen. Die Frauen müssen, aufser dem Hüttenbau, das Viehmelken verrichten (was jedoch auch die Männer thun), die Kinder beaufsichtigen, die sie meistens auf dem Rücken tragen, Brennholz suchen, wilde Wurzeln graben und irdene Gefäße anfertigen. Abends sitzen Männer und Frauen zusammen, singen und schwatzen, oder tanzen auch wohl ihren „Ongangurá“, wobei sie im Kreise stehn, mit den Füßen auf den Boden stampfen, die Arme in die Höhe halten, um die Hörner der Rinder nachzuahmen, und dabei brüllen. Es ist dies ein höchst geschmackloser Tanz. Abends tanzen die Hereró auch gern ihr „Outyiná“, namentlich die Mädchen. Sie stehen dabei ebenfalls im Kreise, klatschen mit den Händen, singen und machen allerlei Pantomimen. Auf ein gegebenes Zeichen laufen sie auseinander und kommen dann wieder zusammen. Es ist dies ein Tanz, der auf Unsittlichkeit berechnet ist, und der deshalb auf den Missionsstationen nicht

geduldet wird, während man sonst die Maxime verfolgt, alle heidnischen Gebräuche bestehen zu lassen, so lange sie nicht der Einführung der Cultur und des Christenthums zuwider sind.

Bei den Hereró bestehen drei Formen des ehelichen Verhältnisses: Monogamie, Polygamie und Polyandrie. Die ursprüngliche Form, die auch noch vielfach besteht, ist die Monogamie. Die Polygamie scheint erst später aufgekommen zu sein und ist ziemlich allgemein, doch ist dabei eine Frau immer die erste und „große“ Frau. Die Frauen bei den Hereró sind durchaus nicht unterdrückt, sondern nehmen eine sehr freie Stellung ein, so hat z. B. des Häuptlings Mutter einen ganz bedeutenden Einfluss im Stamme; ebenso geht, wie früher bemerkt wurde, die Häuptlingswürde nicht immer auf dessen Sohn, sondern sehr häufig auf den ältesten Sohn seiner Schwester über. Die Hererófrauen haben in der That nicht viel Ursache zu klagen; sie sind werthvolle Gehülffinnen und genießen als solche auch die nöthige Ehrerbietung. Die Folge davon ist, daß die Herrschaft im Ehestande nicht so sehr von Gewalt oder Interesse, sondern vielmehr von Zuneigung abhängt. Ein Hereró wird deshalb seine Frau höchst selten schlagen, und wenn er es thut, so läuft sie davon und er hat das Nachsehen. Galton giebt einige interessante Notizen über die Hereró-Damen und Herren seiner Reisegesellschaft. „Die Achtung des Mannes vor der Frau,“ sagt er, „war eine große Schwierigkeit in Bezug auf Disciplin, denn ich hatte die Damen meiner Reisegesellschaft oft zu bestrafen und konnte die Männer nicht dazu bringen, daß sie dieselben für mich prügeln, und ich war natürlich viel zu galant, als daß ich dies durch andere Hände hätte thun lassen. Sie ärgerten mich mit ihrem fortwährenden Plaudern fast zu Tode; ich muß aber zugeben, daß sie viele gute Eigenschaften in ihrem Charakter haben. Sie waren z. B. außerordentlich geduldig, wenn auch nicht weiblich nach unseren Ideen. — Ein Hauptnutzen der Frauen in meiner Gesellschaft war der, daß sie jeden Plan oder jedes Geheimniß ausfindig machten, welche die Eingeborenen, unter denen ich mein Lager aufgeschlagen hatte, sorgfältig zu verbergen suchten. Erfahrung sagt uns zweierlei: erstens, daß es den Frauenzimmern Vergnügen macht, jedes anderen Geheimnisse einander mitzutheilen; zweitens, daß Ehemänner und Ehefrauen einander gegenseitig alles erzählen, was sie wissen. Daher hatten die verheiratheten Frauen meiner Reisegesellschaft, sobald ich in der Nähe eines Platzes hielt, sehr bald alle Geheimnisse der Bewohner ausfindig gemacht, welche sie sofort ihren Männern und diese mir erzählten. Es war dies ein Spionirsystem, welches sich für mich auf meinen Reisen höchst vortheilhaft erwies.“ Soweit Galton.

Schließlich ist noch eine häßliche Sitte zu erwähnen, welche

sehr nahe an Polyandrie grenzt. Sie tritt bei den Hereró, wie bei allen jenen Völkern auf, ist bei den Hereró indessen nichts weniger als allgemein, sie kommt im Gegentheil ziemlich selten vor. Diese Sitte besteht darin, daß sich zuweilen einige Männer zu Güter- und Frauengemeinschaft verbinden. Die Hereró nennen dies „Oupangá“.

Die Hereró heirathen schon ziemlich früh, die Männer etwa vom 16ten, die Frauen vom 12ten oder 13ten Jahre ab. Die Verlobungen werden oft sehr früh unter den Kindern geschlossen. Nicht selten wird einem kleinen Mädchen, oft schon bei der Geburt, ein Angebinde oder Pfand überreicht, wodurch der Geber dasselbe für seine zukünftige Frau erklärt.

Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern bei den Hereró ist ein sehr schönes und pietätvolles. Wie der Häuptling der Patriarch des Stammes, so ist der Vater der Patriarch der Familie. Für die Pietät der Kinder zu den Eltern spricht am schönsten die rührende Sitte, daß der Hereró bei den Thränen seiner Mutter schwört.

Von einer ausgebildeten Justiz kann bei den Hereró nicht die Rede sein. Der Häuptling ist der oberste Richter des Stammes, er hat in allen wichtigeren, aber auch manchen unwichtigen Dingen nach eigenem Gutdünken zu entscheiden; er hat sogar Gewalt über Leben und Tod, doch die wenigsten Häuptlinge machen Gebrauch von diesem Recht, und zwar aus politischen Gründen: erstens hat nicht jeder Häuptling das Ansehen und die Mittel, einen Todesbefehl zur Ausführung zu bringen, und wenn er auch im Besitz davon ist, muß er die Rache der Verwandten des Verurtheilten fürchten. Nur starke und energische Häuptlinge machen darin eine Ausnahme.

Neben der richterlichen Gewalt des Häuptlings existirt bei den Hereró das Faustrecht, besonders die Blutrache. Wird jemand bei ihnen ermordet, so sind die nächsten Verwandten verpflichtet, seinen Tod zu rächen. Doch kann die Angelegenheit — und dies geschieht auch in der Regel — auf gütlichem Wege abgemacht werden, wenn der Mörder oder dessen Angehörigen sich dazu verstehen, eine Sühne zu entrichten, welche immer aus einer Anzahl Rindern besteht. Hieraus darf man aber nicht den Schluß ziehen, daß bei den Hereró ein Menschenleben sehr gering geschätzt würde, sondern es ist ein Beweis für den außerordentlich hohen Werth der Rinder in den Augen dieses Volkes, wovon früher bereits die Rede war. Dies Verfahren bei der Blutrache muß uns unwillkürlich an die ähnliche Form der Blutrache bei unsern altgermanischen Vorfahren erinnern.

Der Blutrache im Kleinen entsprechen im Großen die Fehden zwischen den einzelnen Stämmen. Da kein gemeinsames Oberhaupt

da ist, muß das Faustrecht in streitigen Dingen entscheiden. Vielleicht lockt eine schöne Heerde die Habgier eines Häuptlings, er überfällt die Hirten und führt im Triumphe die Beute heim. Repressalien folgen, und oft zieht sich eine Fehde Jahre lang hin, bis sie mit irgend einem Vergleiche oder meistens einer entscheidenden Demüthigung des einen oder des anderen endigt. Hierbei ist aber bemerkenswerth, daß, wenn ein Stamm den anderen gänzlich besiegt oder zu Grunde gerichtet hat, der Sieger dem Besiegten als einen Beweis seiner Gnade einen Theil des geraubten Viehes zurückgiebt, wodurch er zugleich selbst gegen Wiedervergeltung und der Besiegte gegen fernere Angriffe gesichert ist. Eine sehr humane und kluge Handlungsweise, durch welche verhindert wird, daß der Besiegte schliesslich zu den äußersten Mitteln der Rache eines Verzweifelten getrieben wird.

Wir gehn nun zu den äußeren, gesellschaftlichen Sitten und Gebräuchen dieses Volkes über. — Sehr merkwürdig sind bei den Hereró, wie auch bei anderen afrikanischen Völkern, die Begrüßungs- und Bewirthungsceremonien, denen sich Fremde wie Einheimische ohne Unterschiede unterwerfen müssen. Nachdem die ersten Begrüßungen, von denen gleich die Rede sein wird, vorüber sind, muß der Fremdling, wenn er ein hoher Gast ist und speciell zum Häuptling will, auf allen Vieren durch die nur 2—2½ Fufs hohe und ebenso enge Thüre in die geräumige Hütte des Häuptlings kriechen. Man setzt ihm dann ein hölzernes Geschirr, aus einem einzigen Stücke gehöhlt, „Ehoró“ genannt, vor. Dies Gefäß ist mit saurerer Milch gefüllt und oben auf der Milch schwimmt eine ganze Decke von ertrunkenen Fliegen und von Schmutz. Solch ein Topf darf nie gereinigt werden, und er wird vom Vater auf den Sohn u. s. w. vererbt. Aus des Häuptlings Milchgefäß darf weder eine Frau noch ein Kind trinken. Der Fremde darf bei dem Genusse dieser Milch durchaus keinen Ekel verrathen, wenn er nicht als unanständig gelten und den Häuptling tödtlich beleidigen will. Langt man dagegen mit dem hölzernen Löffel wacker zu von der mit Schmutz und Fliegen verunreinigten Milch, dann ist des Häuptlings Gunst gewonnen.

Wenn die Hereró Besuch erhalten, so sind die ersten Empfangsceremonien folgende. Der Fremde bleibt außershalb des Verhaues, womit jedes Dörfchen umgeben ist, stehen und stützt sich nachlässig auf seinen langen Bogen oder Assagai. Nach einer Weile, oft erst nach einer Stunde und darüber, kommen der Häuptling oder, wenn dieser abwesend ist, andere Dorfbewohner und beginnen folgende Begrüßungsfeierlichkeit, bei der man ad libitum sitzt oder steht. Der Häuptling redet den Ankommenden, wenn es ein einzelner ist, mit: „Kóra!“ an;

sind es mehrere, so sagt er: „Koreé“, d. h. „erzähle“ oder „erzählt“. Der Fremde antwortet: „indé“, d. h. „nein“. Dann geht es folgendermaßen weiter:

Häuptling: „Kóra!“ „erzähle!“

Fremder: „indé, indé“, „nein, nein“.

H.: „Kóra!“ „erzähle!“

Fr.: „indé vánga“, d. h. „nein, durchaus nicht“.

H.: „Kor'omámbo“, d. h. „erzähle Worte oder Geschichten“.

Fr.: „hin'omámbo“, oder „hin'omamb“, d. h. „ich weiß keine Geschichten.“

Bleibt nun der Fremde unerbittlich, so kommt schliesslich die eigenthümliche Aufforderung von Seiten des Häuptlings: „kor'ovizezé“, d. h. wörtlich: „erzähle Lügen“, was so viel heissen soll, wie bei uns: „Anekdoten, Gerüchte oder Zeitungsenten“. Endlich kommen dann die Neuigkeiten, und es muß alles ausgekramt werden, was auf der Ongandá, woher der Fremde stammt, oder sonstwo vorgefallen ist, wobei es auf Wahrheit oder Dichtung nicht ankommt. Während dessen unterläßt es der Erzählende nicht, seine Zuhörer wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß er sehr guten Appetit mitgebracht habe. Wenn der Fremde seine Erzählung geendet hat, werden die Rollen in Fragen und Antworten ausgetauscht und mit denselben Umständen von vorne an wiederholt. Endlich wenn diese Ceremonie ihr Ende erreicht hat, wird ein Gefäß mit Milch gebracht, woran der Fremde sich labt. Dann wird er in die Ongandá geführt, wo er am Berathungsfeuer „Okuruó“ vor des Häuptlings Wohnung von einigen Kriegern empfangen wird und bald gemächlich seine Pfeife schmaucht. Nachdem er nun von Zeit zu Zeit auf seinen leeren Magen hingedeutet hat, wird ein Schaaf geholt, geschlachtet und ein gemeinsamer Schmaus veranstaltet; der Fremde ist dann völlig wie zu Hause.

Merkwürdig ist bei den Hereró die Art der Autorisirung von Botschaften. Der betreffende Absender giebt dem Boten irgend ein Zeichen mit. Häuptlinge nehmen gewöhnlich einen Stock, schneiden bestimmte Kerben hinein und geben diesen Stock dem Boten mit auf den Weg. An den bestimmten Kerben wird dann die Richtigkeit der Botschaft erkannt. Die Missionare binden gewöhnlich ein buntes Taschentuch an einen Stock und geben dies dem Boten mit, wenn sie einen solchen aussenden. Zuweilen wurde indess die Autorität der Missionare von Spitzbuben in dieser Hinsicht mißbraucht. Einige wegen Dieberei oder Todtschlages von ihren Stammesgenossen vertriebene Schelme erbettelten sich zuweilen auf einer Missionsstation ein zerlumptes Tuch oder ein zerrissenes Blatt Papier. Dies banden sie an einen Stock und kehrten dann keck zu ihrem Stamme zurück. Un-

ter Vorzeigung jener Botenzeichen machten sie dann im Namen der Missionare die unverschämtesten Forderungen an Vieh, denen dann auch schleunigst und ohne Widerrede Folge geleistet wurde. — Hierbei ist zu bemerken, daß jeder Bote bei den Hereró während seiner Function sacrosanct ist. — In gleicher Weise führten sie sich bei einigen Nachbarstämmen ein und machten sich dann zuletzt mit dem erlangten Vieh über alle Berge.

Die Art der Kriegführung bei den Hereró unter einander besteht meistens mehr in Neckereien. Zu einer eigentlichen Schlacht kommt es zwischen den einzelnen Stämmen nie oder höchst selten. Meist begnügt man sich damit, einander die Heerden wegzunehmen und vielleicht die Hirten zu tödten. Zuweilen überfällt man auch die Ongandá (Dorf) und mit dem Grauen des Tages sucht man unvermerkt einzudringen. Die Zugänge zu einer Ongandá sind mit Dornbäumen, deren stachelige Kronen nach außen gekehrt sind, geschlossen. Hat man diese erst heimlich entfernt, dann stürzt man auf die Rinder los, die sich überall zwischen den runden Hütten gelagert haben, und sucht sie in's Freie zu treiben. Sobald die Eigenthümer dies merken, eilen sie herbei und suchen es zu verhindern. Es fallen dabei gewöhnlich nicht viele, und nur sehr selten kommt es vor, daß ein eigentliches Handgemenge entsteht; dies geschieht nur wenn man es bei dem Angriff mehr auf die Menschen, als auf das Vieh abgesehen hat. — Ist der angreifende Theil siegreich gewesen, so zieht er trotzdem so schnell wie nur irgend möglich davon. So oft man nun mit der Beute bei einer befreundeten Ongandá vorbeikommt, — der Weg führt nie durch dieselbe —, wird ein Triumphzug gehalten. Man schließt sich dabei eng an einander an. Einer, der Anführer, tanzt und springt dem Haufen voran und rühmt sich mit den vollbrachten Heldenthaten. Der ganze Trupp springt dann im Takte und schwingt die Speere. Dabei stoßen die Krieger in kurzen Zwischenräumen, indem sie die Hände vor den Mund halten, einen eigenthümlichen Kehllaut aus, wie: „ho“, „ho“ etc., was sich aus der Ferne wie das kurz abgebrochene, abgesetzte Bellen eines Hundes anhört. Man nennt dies Ombimbi oder Kriegsgesang. Derselbe besteht aber nicht bloß aus diesen merkwürdigen Kehllauten, sondern es ist auch eine Art Wechselgesang damit verbunden, in welchem die Helden ihre Thaten berichten. Derjenige nämlich, welcher dem Trupp vorausspringt, wirft Fragen auf, die sich auf die vollbrachten Thaten (etwa die Ermordung eines Wehrlosen, eines Weibes oder Kindes) beziehen, und der Chor antwortet darauf und schließt jedesmal mit jenem „ho“, „ho“. Sind die Sieger zu Hause angekommen, so findet ein feierlicher Einzug statt. Sobald aus der Ferne das dumpfe „ho“ — „ho“ — „ho“ gehört wird, entsteht ein

ungeheurer Jubel auf dem Platze. Mit Ausnahme der Männer läuft alles ihnen entgegen, und die Frauen spielen eine Hauptrolle dabei, wie weiland bei Saul und David, als sie aus der Philisterschlacht heimkehrten; die Frauen stimmen nämlich ihrerseits einen Chor an zum Lobe der Tapferen. Alles zusammengenommen verursacht einen Höllenlärm. So erreicht der Trupp die Ongandá. Dort sitzen würdevoll die Krieger des Stammes, in ihrer Mitte der Häuptling, an dem „Okuruó“ (Berathungsfeuer) und rauchen ihre Pfeife, als ob nichts vorgefallen wäre. Endlich sind die Kriegshelden angelangt; man begrüßt sie ähnlich, wie in der oben beschriebenen Weise; dann erst sieht sich der Häuptling die Beute an, und ist sie grofs, so lobt er seine Tapferen, worauf diese ein sehr grofses Gewicht legen. Schliesslich nimmt der Häuptling die Theilung der Beute vor und behält für sich das Meiste. Ist dies geschehn, dann läfst der Häuptling einige Rinder mit Speerstichen tödten, worauf schliesslich ein Siegeschmaus unter Tanz und Gesang folgt.

Die Beraubten verfehlen nie den Siegern eine Gesandtschaft auf dem Fusse nachzusenden und diese inständigst um Rückgabe des Viehes zu bitten. Fast regelmäfsig erhalten die Besiegten einen Theil des Raubes zurück. In neuerer Zeit sind übrigens die Kriege der Hereró mit ihren Nachbarn, seitdem sie im Besitz von Feuerwaffen sind, bedeutend grofsartiger geworden. Es sind Schlachten zwischen Hereró und Namaqua vorgefallen, in denen auf beiden Seiten 3—400 Mann standen und Hunderte von Todten das Schlachtfeld bedeckten.

Interessant sind die Todtenfeierlichkeiten bei den Hereró. Wenn eine Person im Stamme gestorben ist, so sammeln sich alle Verwandten derselben, um den Todten mit Klagen und Weinen zu betrauern. Auch hierbei spielen die Weiber die Hauptrolle, indem sie alle anderen mit ihrem Jammergeschrei übertönen; jemehr Thränen dabei fliefsen, desto besser ist es. Die Trauerzeit dauert meist mehrere Monate lang. Je reicher der Todte war, desto gröfser sind die äufseren Zeichen der Trauer — ähnlich wie in unserem civilisirten Erdtheile. Während der Trauerzeit mufs sich der Leidtragende alles Schmuckes entäufsern; Armspangen und Fufringe, welche sich nicht abnehmen lassen, werden unwunden. Als Kopfbedeckung trägt der Leidtragende eine dunkle lederne Mütze, welche in eine konische Spitze ausläuft. Diese Trauermütze, welche sowohl Männer als Frauen tragen, nennen die Hereró „Otyipiriko“. Hiermit hängt ein heiliger Schwur der Hereró zusammen. Derselbe lautet: „otyimbe otyipiriko!“ und bedeutet etwa: „so wahr meine Trauer ist!“ — Um den Hals ist ein Riemen geschlungen, an dessen beiden Enden kleine Stückchen Straufseneierschalen angebracht sind. Wem ein sehr naher Freund gestor-

ben ist, der scheert sich oft das Haupthaar ganz ab und geht mehrere Jahre lang mit kahlem Haupte einher. — Wenn die Trauerzeit über ist, werden die Kleidungsstücke, welche die Leidtragenden während der Zeit trugen, nebst der eigenthümlichen Trauermütze als unreine Gegenstände in's Feld getragen, dort verscharrt, und darnach werden die Personen durch Opfer gereinigt. Man nennt dieses Opfer „Omevá“, d. h. „Wasser“. Auch während der Trauerzeit wiederholen sich die Todtenopfer. Die Hereró verbinden mit diesen Opfern nicht die Vorstellung, daß die geschlachteten Thiere, denn daraus bestehen die Opfer, dem Verstorbenen als Wegzehrung nachgesandt würden, wie dies meist die Anschauung jener Völker ist, sondern sie haben eine tiefere Auffassung davon: es sind eigentliche „Sühn- und Reinigungsoffer“, was in dem Worte Omevá oder Wasser selbst angedeutet zu sein scheint, da bei der Opferhandlung gar kein Wasser gebraucht wird.

Nach einem Todesfalle, namentlich eines Häuptlings, zieht der Stamm weiter. Kehrt derselbe nach einigen Jahren zurück, was sehr häufig geschieht, so wird abermals ein Todtenopfer gebracht und dem Verstorbenen auf dem Grabe aus dem oben erwähnten Milchgefäße ein Trankopfer gespendet. Der dem Todten Nächststehende hat dasselbe auszurichten. Dieser kniet am Grabe nieder und betet zum Geiste des Verstorbenen; er erzählt ihm, wie es ihm und dem Stamme seit seinem Tode ergangen sei, fragt ihn um Rath und bittet ihn schließlichs um langes Leben, um Gedeihen und Vermehrung seiner Heerden und um Glück in allen seinen und des Stammes Unternehmungen.

Väter und Mütter versammeln in der Regel, wenn sie den Tod herannahen fühlen, ihre Kinder um sich, ermahnen und segnen dieselben schließlichs, indem sie die Hände auf ihrer Kinder Häupter legen und ihnen alles Gute wünschen; eine gewiß schöne und rührende Sitte, ähnlich der schon gedachten, daß die Hereró bei den Thränen ihrer Mutter schwören. Ist der Todte in's Grab gesenkt, dann läßt man die Kinder auch wohl über das Grab springen, was ihnen Heil und Segen bringen soll. Das letzte Opfer für die Verstorbenen nennen die Hereró „Ondyozá“ (z wie das weiche englische th zu sprechen), was man mit „schuldlos“, „los von Schuld“ übersetzen kann. — Diese erwähnten Ceremonien sind durchaus religiöser Art. Ueber die übrigen religiösen Vorstellungen und Ceremonien dieses Volkes wird unten noch weiter die Rede sein.

Die Gräber der Häuptlinge sind meist am Fusse eines ansehnlichen Baumes. In das enge, aber ziemlich tiefe Grab senkt man die Leiche in sitzender Stellung, mit dem Angesichte nach Norden ge-



kehrt. Särge kennt man nicht, dagegen umhüllt man die Leiche mit Fellen. Um das Grab herum macht man ein Verhau von Dornen, damit die Hyäne, die „Entweiherin der Gräfte“, den Leichnam nicht ausscharren kann. Eine Menge Rinder, je nach dem Reichthum des Verstorbenen, wird geschlachtet und zum Todtenopfer dargebracht. Die Hörner derselben befestigt man an einem Stocke, ein Horn über das andere, und diesen auf dem Baum am Grabe, von wo sie wie ein Monument weithin sichtbar sind. Dieselbe Sitte findet sich auch in Madagaskar. Auch Pfeile und Bogen des Häuptlings werden am Baume aufgehängt. Zuweilen werden auch mächtige Häuptlinge nicht begraben. Man legt sie dann auf ein Gerüst in ihrer eigenen geräumigen Hütte und umgiebt letztere mit starken Palissaden und diese wieder mit einem undurchdringlichen Dornenverhau. Hat der Verstorbene etwas von der Schmiedekunst verstanden — denn Häuptlinge halten es nicht für unter ihrer Würde ein Handwerk zu erlernen —, dann hängt man am Grabe seinen Blasebalg auf. In der Hütte werden seine Waffen und Schmucksachen neben ihm hingelegt.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theile unserer Arbeit, zu den religiösen Anschauungen und den damit zusammenhängenden religiösen Gebräuchen der Ovahereró.

Es ist eine sehr interessante, wenn auch schwierige Aufgabe, bei aller Grundverschiedenheit der Racen, Völkerschaften der Vor- und Jetztzeit, der Culturstufen, vom Buschmann bis zum Chinesen und Europäer, einen Einigungspunkt und eine Verwandtschaft aller Geschlechter nachzuweisen. Es ist dies hauptsächlich die große Aufgabe der sprachvergleichenden Wissenschaften, ein Licht in dieses Dunkel, eine Lösung dieser interessanten und wichtigen Frage zu bringen. Große Anfänge sind bereits gemacht, aber diese Aufgabe ist noch nicht zur Genüge gelöst. Aber auch auf anderem Wege geht man an die Lösung dieser Frage, auf dem Gebiete der Völkerpsychologie, und zwar speciell in religiöser Beziehung; und auch auf diesem Wege ist man noch nicht zum endgültigen Abschlusse gekommen. Es kommt hierbei darauf an, bei aller Verschiedenheit der Racen, der Culturstufen, der Volksanlagen und Volkscharactere, wie diese sich am tiefsten in den religiösen Anschauungen und den religiösen Culten der Völker ausdrücken, dennoch eine Einheit des religiösen Bewusstseins und des religiösen Bedürfnisses bei allen nachzuweisen, und zwar sind die Hauptpunkte, auf die es hier wiederum ankommt: der Glaube an ein höchstes Wesen und damit unmittelbar oder mittelbar, bewußt oder unbewußt zusammenhängend, das Schuldbewußtsein und das Erlösungsbedürfnis bei allen Geschlechtern der Erde. — Man hat zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Völkern das Vor-

handensein dieser Grundbedingungen der Religiosität bezweifelt. Doch ist bis jetzt bei keinem Volke der Erde nachgewiesen, daß es nicht wenigstens einen Theil dieser religiösen Grundlagen besitze. Ein Schuldbewußtsein und ein Erlösungsbedürfnis findet sich mehr oder weniger bei allen Völkern; schwerer ist es dagegen, das Gottesbewußtsein überall deutlich herauszufinden, wenn es auch durchaus undenkbar ist, daß bei dem Vorhandensein des Schuldbewußtseins und des Erlösungsbedürfnisses gar keine Spur von einem Gottesbewußtsein zu finden wäre; denn jene beiden Richtungen des religiösen Gefühls haben in diesem ihren Ausgangspunkt. So hat man z. B. bei den Namaqua, trotz ihrer religiösen Gebräuche, lange gemeint, sie hätten nicht die geringste Idee von einer Gottheit, und manche haben deshalb über die eben ausgesprochenen Ansichten triumphiren zu dürfen geglaubt. Schliesslich hat sich aber herausgestellt, daß die Namaqua allerdings an einen Gott glauben, den sie sogar Zui-goab nennen, und es ist nach den Vermuthungen von Sachverständigen in der Sprachforschung nicht unwahrscheinlich, daß die Wurzel Zui mit dem griechischen *Zεύς* zusammenhängt. Es läßt sich ferner sogar bei den Fetischanbetern nachweisen, daß ihrem Fetischdienste eine mehr oder weniger bewußte oder unbewußte Ahnung von dem Vorhandensein eines höheren Wesens, welchem gegenüber sie sich schuldig oder verschuldet, und von dem sie sich deshalb abhängig fühlen, zu Grunde liegt. — Bei den Buschmännern vielleicht allein ist man eigentlich noch im Zweifel, ob sie einige religiöse Anschauungen haben oder nicht. Das liegt aber hauptsächlich daran, daß es fast unmöglich ist, mit diesem so tief gesunkenen Volke in nähere Berührung zu kommen, und aus diesem Grunde können die Buschmänner eigentlich noch gar nicht in Betracht kommen. Factum ist aber, daß sie wenigstens an eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode und an eine Seelenwanderung glauben, und bei ihrer ursprünglichen engen Zusammengehörigkeit zu den Namaqua läßt sich wohl voraussetzen, daß sie noch einiges von dem Gottesbewußtsein der Letztern beibehalten haben.

Es wird sich also wohl nicht läugnen lassen, daß ein religiöses Gefühl bei allen Völkern mehr oder weniger vorhanden sei. Auf der tiefsten Stufe in dieser Hinsicht stehen vielleicht die Buschmänner und die Fetischanbeter. Nicht auf der tiefsten Stufe, wenn auch auf einer sehr tiefen und unentwickelten, stehen entschieden die Ovaherero in dieser Beziehung. Aus den Todtenopfern, von denen oben die Rede war, geht ganz klar ein Schuldbewußtsein und ein Erlösungsbedürfnis bei ihnen hervor. Man kann schon daraus weiter schliessen, daß die Herero auch an ein höchstes Wesen glauben, in Beziehung zu welchem ihr Schuldbewußtsein entspringt; und dies ist auch der Fall.

Die Hereró glauben, daß Himmel und Erde, Menschen, Thiere und Pflanzen von einem höchsten Wesen, welches sie „Mukúru“, d. i. „der Uralte“, nennen, geschaffen sind. Die Menschen, sowohl die schwarzen wie die gelben (Neger und Namaqua), und die vierfüßigen Thiere liefs Mukúru aus einem Baume „Omumborombongá“ hervorgehn, die Vögel und Fische dagegen aus dem Regen. Die schwarzen Menschen setzten sich in den Besitz des Viehes, der Rinder, Schafe und Ziegen, die gelben Menschen dagegen machten sich Bogen und Pfeile. Das Letzte bezieht sich auf das friedliche Noma-denleben der Hereró und den kriegerischen Unternehmungsgeist der Namaqua<sup>1)</sup>. Diese Vorstellung der Hereró von einem höchsten Wesen hat große Aehnlichkeit mit einem Volksglauben der Betschuanen. Diese glauben nämlich auch an einen „Uralten“, den sie „Morimo“ nennen. Sie stellen sich ihn als einen alten Mann vor, der weit im Norden wohnen soll. Die Zulu glauben an den „Inkulukulu“, den „Vollkommenen“, dem sie, wie die Hereró ihrem Mukúru, die Schöpfung zuschreiben. Offenbar haben die beiden Wörter, Mukúru und Inkulukulu, dieselbe Stammwurzel: kuru oder kulu. Die Sylben mu und in sind Präfixe.

Neben der Bezeichnung „Mukúru“ für Gott gebrauchen die Hereró auch zuweilen den Namen „Ombépo“, zu übersetzen mit „Wind“, „Hauch“ oder „Geist“. Es ist nicht ganz klar, ob die Hereró sich unter „Ombépo“ ein selbstständiges göttliches Wesen neben Mukúru denken, oder ob sie für ein und dasselbe Wesen diese beiden Bezeichnungen, welche verschiedene Wesenseigenschaften desselben ausdrücken sollen, gebrauchen. Für das Erstere könnte der Umstand sprechen, daß die Hereró zuweilen im Plural von „den Großen im Himmel“ sprechen, ohne jedoch sich unter diesen „Großen im Himmel“ etwas Bestimmtes zu denken; denn wenn man sie fragt, was sie sich unter „den Großen im Himmel“ vorstellen, wissen sie keine Antwort darauf zu geben. Es ist deshalb wahrscheinlicher, daß, da der Name Ombépo stets in Beziehung zu Mukúru gebraucht wird,

<sup>1)</sup> Aus dem Wörterbuche der Hererósprache von Hugo Hahn entnehmen wir noch Folgendes über die Schöpfungssage der Hereró: „An einem Tage gebar dieser Baum (Omumborombongá) Menschen aller Farben und zahme und wilde vierfüßige Thiere. Die Hereró zeigten große Vorliebe für die zahmen Thiere. Da sie nach Osten zogen, entspann sich ein Streit mit den anderen um das Vieh, welcher die Zerstreung der Menschen und die Verschiedenheit der Sprachen zur Folge hatte. Vögel, Fische und Gewürm entsprangen aus dem Regen. — Sie zollen diesem Baume noch immer fast göttliche Verehrung. Selbst in seinen einladenden Schatten wagt man kaum sich zu setzen. Wenn die Eingeborenen in die Nähe dieses ihres Ur-vaters kommen, rufen sie aus: U-zera, Tatemukururume, Du bist heilig, Groß- oder Erzwater.“

die Hereró sich unter beiden Bezeichnungen ein und dasselbe Wesen denken, und zwar so, daß Mukúru, der „Uralte“, „Ursprüngliche“, von welchem alles Endliche mittelbar herrührt, ein geistiges Wesen sei, wie z. B. die Indianer vom „großen Geiste“ reden.

Mit dem Glauben an Mukúru und Ombépo hängt bei den Hereró auch mittelbar der Glaube an die Fortexistenz der Seelen nach dem Tode zusammen; denn ihr religiöser Dienst oder Cultus bezieht sich zunächst auf die Seelen der Verstorbenen und erst in zweiter Linie auf Mukúru. Ihr religiöser Dienst verdient deshalb weniger die Bezeichnung eines Mukúru- oder Gottesdienstes als vielmehr eines Ahnendienstes. Den Ahnen gelten zum großen Theil ihre Opfer und an sie richten sie vorzugsweise ihre Gebete. Wenn auch, wie gesagt, von einem eigentlichen Mukúru-Dienste bei ihnen weniger die Rede sein kann, so läßt sich doch, namentlich bei den Opfern, und besonders bei den Schuld-, Reinigungs-, Sühn- und Todtenopfern, leicht nachweisen, daß sie ursprünglich ausschließlich dem Mukúru gegolten habe.

Wenn man die Hereró fragt, woher sie die vielen religiösen Gebräuche, wie Opfer, Speisegesetze, Beschneidung etc., bekommen haben, so antworten sie zunächst, von ihren Vorfahren oder „Ovakúru“, und fragt man weiter, woher diese sie hatten, so erhält man die Antwort: von Mukúru oder von Ombépo. — Mit der Beobachtung der vielen Gebräuche nehmen es die Hereró sehr genau; doch geschieht dies nicht so sehr aus Treue und Pflichtgefühl, als aus Furcht, es möchte ihnen bei Versäumung derselben ein Unglück zustofsen.

Neben dem Ahnencultus, aber in untergeordneterem Range, findet sich bei den Hereró auch derjenige des Feuers (Omuriro). Auf jeder Ongandá (Dorf), ja vor jeder Hütte (Ondyuó), brennt ein „heiliges Feuer“, welches, wie die Hereró sagen, ihnen von Mukúru oder Ombépo selbst gegeben ist. Vor der Häuptlingswohnung, welche immer auf der Ostseite der Ongandá liegt, ist der Hauptfeuerheerd und die Opferstelle, „Okuruó“ genannt. An dieser Stelle schlachtet man die Opferthiere und kocht ihr Fleisch, und hier versammeln sich die Aeltesten zur Berathung, wenn der Häuptling ihres Rathes bedarf, hier werden endlich Fremde empfangen und Gesandtschaften bewirthet etc. Zu den Schmausereien, welche bei allen feierlichen Ceremonien stattfinden, muß jedermann, Fremde wie Bekannte, Freund und Feind, hinzugelassen werden, und jeder Anwesende hat bei solchen Festen Antheil an dem Fleische; es darf dies demselben niemals verweigert werden. Der Fluch des Fremden würde den Ungastlichen und Frevler treffen, welcher ihm seinen gerechten Antheil am Mable vorenthalten

wollte; und diesen Fluch fürchtet der Hereró über alles, weil er nach dem Volksglauben eine unfehlbare Wirkung hat.

Das „heilige Feuer“ wird von einem jungen Mädchen, meist von der ältesten Tochter des Häuptlings, gepflegt. Diese heisst „Ondangeré“, und das heilige Feuer wird „Omurangeré“ genannt. Beide Bezeichnungen haben dieselbe Wurzel: „rangerá“, d. h. „heilige Gebräuche thun.“ Die Ondangeré muß das heilige Feuer unterhalten und des Nachts in ihrer Hütte brennend erhalten. Von dem Omurangeré werden alle anderen Feuer auf der Ongandá unterhalten; denn jeder Familienvater hat vor seiner Hütte ein privates Okuruó (Heerd). Jeder Familienvater ist seiner Familie und der Häuptling wieder seines ganzen Stammes Priester.

Verläßt der Stamm seinen Wohnsitz, dann geht die Ondangeré, des Häuptlings Tochter, mit einem brennenden Feuerstumpfe vom Haupt-Okuruó allen voraus, wobei sie sorgsam darauf Acht geben muß, daß das Feuer nicht verlöscht. Sollte dies gleichwohl doch unglücklicherweise geschehen, so wird das als ein ungünstiges Omen angesehen. Der ganze Stamm versammelt sich in diesem Falle und treibt alle Heerden herbei und schlachtet eine große Menge Opfer, worauf das Feuer durch das Reiben zweier heiligen, von den Ahnen und Urahnen ererbten Hölzer — aber nicht Götzenbilder, wie Andersson meint (die Hereró haben überhaupt keine Götzen) —, welche jeder Häuptling unter seinen Reliquien besitzt, von Neuem angezündet wird<sup>1)</sup>. Dies erinnert uns an das heilige Feuer bei den Römern, welches unter ähnlichen Umständen bloß durch Feuer vom Himmel, den Blitz, angezündet werden konnte. Jene heiligen Hölzer und das heilige Feuer, sagen die Hereró, stammen ursprünglich von Mukúru oder auch von Ombépo her.

Der Feuertienst bei den Hereró ist ein schöner Ausdruck ihres Familienlebens; das zeigt z. B. folgende sinnige symbolische Handlung. Der Segen des Vaters, dessen Kind einen neuen Hausstand gründet, besteht darin, daß er demselben Feuer von seinem

<sup>1)</sup> Vielleicht verwechselt Andersson diese Hölzer mit den heiligen Stöcken, die beim Opfern gebraucht werden, aber auch keinen Götzen vertreten. Diese Opferstöcke oder Reiser werden von Bäumen oder Büschen geschnitten, welche den Ahnen geweiht sind und dieselben bei den Opfermahlzeiten repräsentieren, indem ihnen das bereite Opferfleisch immer zuerst vorgesetzt wird. Manche haben diese Stöcke, in ein Bündel mit Riemen zusammengebunden und mit Amuleten behangen, fortwährend auf der Opferstelle (Okuruó), in den Zweigen des auf der Opferstelle befindlichen Opferbusches, stehen. Dieser Opferbusch dient dazu, daß das Fleisch des Opferthieres, nachdem es zerlegt ist, auf denselben gelegt wird, und vertritt somit gewissermaßen einen Opfertisch oder Altar. Die Opferstöcke nennt man Omumakisua und den Opferbusch makera, beide von demselben Stamm, welcher „schmecken“, „prüfen“ bedeutet.

Okuruó mitgiebt; thut er dies aber nicht, so bedeutet das seinen Fluch.

Die Hereró sowie viele andere afrikanischen Völker haben die Beschneidung. Es ist dies ein uralter Brauch bei ihnen und hängt schwerlich mit dem Islam zusammen. Die Beschneidung wird an den Knaben von 6—8 Jahren vollzogen und ist durchaus eine religiöse Handlung. Man beschneidet immer eine gröfsere Anzahl Knaben an demselben Tage, und diese bilden dann ihr ganzes Leben hindurch eine nähere religiöse Verbrüderung, Gesellschaft oder Gemeinschaft; sie sind von da an „Omakurá“, d. h. „Gesellen“, „Genossen“.

Aufser diesen rein religiösen Gebräuchen haben die Hereró auch gemischt-religiöse. Eine religiös-politische Ceremonie ist z. B. die des Mannbarmachens oder der Mannbarkeitserklärung, wenn wir uns so ausdrücken wollen. Die meisten afrikanischen Stämme haben Volksunterscheidungszeichen, entweder durch Tätowiren der Haut oder durch Einfeilen oder Herausschlagen gewisser Zähne. Bei den Hereró ist es, wie gesagt, ein religiös-politischer Act. Wenn die Hereró nämlich ein gewisses Alter, etwa das 12.—16. Jahr, erreicht haben, dann empfangen sie feierlich die Nationalabzeichen. Es wird ihnen das Zeichen einer umgekehrten römischen Fünf ( $\Lambda$ ) in die beiden obern Schneidezähne hineingefeilt und von den unteren Zähnen werden 3—4 ausgestofsen. Um die Waden wird ferner ein dünner Riemen gebunden, dessen beide Enden vorn an den Schienbeinen wie Troddeln herunterhängen. Erst nach dieser Ceremonie, mit welcher ebenfalls grofse Festlichkeiten verbunden sind, wird einer ein vollgültiger Mann und Krieger seines Stammes und darf von da an an den Rathversammlungen der Männer oder Krieger theilnehmen. — Aber auch die jungen Mädchen müssen wie die Jünglinge in einem gewissen Alter, etwa im 12.—14. Jahre, ohne irgend eine Miene zu verziehen, die schmerzliche Ceremonie des Zähnefeilens und Zähneausstofsens durchmachen. Von da an sind sie heirathsfähig. Das Ausstofsen der Vorderzähne hat zur Folge, dafs alle Hereró lispeln.

Sehr bemerkenswerth ist es, dafs die Hereró und Bandyeru, sowie auch die Ovambó, Aschantee, Fante und andere afrikanische Nationen eine Art von Kastenwesen haben. Die Kaste erbt merkwürdigerweise bei den Hereró von der Mutter auf die Kinder. Die Hereró nennen dies Kastenwesen „Eyandá“, was man mit „Abkunft“, „Herkunft“, „Ursprung“ übersetzen kann. Es giebt etwa acht solcher „Omaandá“ (plur. von Eyandá). Die Einen nennen sich z. B.: „Ovakuenomburá“, das ist: „Verwandte oder Abkömmlinge des Regens“; andere heifsen: „Ovakueneyuvá“, d. i. „Verwandte der Sonne“; ferner andere: „Ovakuatyiti“, „Verwandte des Baumes“; und wieder andere:

„Ovakuahéré“, „Verwandte des Oberé“, einer Art Murmelthier, etc. etc. Jede Eyandá hat ihre genau bestimmten Speisegesetze und sonstigen Gebräuche. In den verschiedenen Eyandá, oder richtiger Omaandá, dürfen z. B. gewisse Rinder oder Schafe von bestimmter, aber jedesmal verschiedener Gestalt, Farbe, Wuchs der Hörner etc. nicht gegessen werden, u. s. w.<sup>1)</sup>). Diejenigen, welche zu einer und derselben Eyandá gehören, haben, wenn sie auch verschiedenen Stämmen angehören, eine engere religiöse und sociale Gemeinschaft unter einander.

Mit den religiösen Vorstellungen der Hereró hängen ihre abergläubischen zusammen, worüber wir hier noch einiges hinzufügen wollen. Wie gesagt, glauben die Hereró an eine Fortexistenz der Seele nach dem Tode, wie es aber derselben im Jenseits ergeht, davon haben sie keine Vorstellung. Doch glauben die Hereró, daß die Verstorbenen zuweilen als Gespenster erscheinen können, und zwar in der Gestalt eines weißen Hundes, oder wenigstens hundeartigen Thieres, welches sie „Otyirurú“ nennen. Begegnet dies Gespenst jemandem und ruft ihn an, dann muß derselbe sterben, falls er ihm antwortet. Auch besucht das Otyirurú des Nachts die Hütten der Leute und labt sich an ihren Milchalebassen. Häufig geschieht es nämlich, daß des Nachts eine ganze Ongandá in Schrecken und Aufruhr versetzt wird, wenn mit einem Male aus irgend einer Hütte der Ruf erschallt: „Otyirurú etyóhil“ „das Otyirurú ist da!“ Auf diesen Ruf stürzt alles, was nur laufen kann, in größter Hast in's Freie und verläßt die Ongandá, um ja nicht mit dem Otyirurú in Berührung zu kommen. Den nächsten Morgen hat dann regelmäsig diese oder jene Hausfrau darüber zu klagen, daß das Otyirurú in der Nacht bei ihrem Milchkalabas gewesen ist; keine denkt daran, daß dieser oder jener Schelm sich den Alarm zu Nutze gemacht oder denselben gar angeregt haben könnte, und während die übrigen Einwohner aus ihren Hütten flohen, den Kalabassen seiner Nachbarn einen freundschaftlichen Besuch abgestattet hätte.

Auch die Zauberei ist bei den Hereró gang und gäbe. Vieles davon ist jedenfalls Betrug, aber vieles auch läßt sich nicht anders als durch Einwirkung oder Mitwirkung natürlicher Kräfte erklären. Die Zauberoctoren heißen: „Omundú organdá“ oder „Omundó ondyai“

<sup>1)</sup> Diesen Rindern zollen die Hereró fast abgöttische Verehrung. Ein solches heiliges Rind nennen die Hereró: ohivirike, d. h. ein Rind, welches besungen, gepriesen wird. Das Lob dieser Thiere recitativisch zu besingen oder zu erzählen, ist nämlich ihr Hauptvergnügen und etwas dagegen zu sagen und das Lob zu schmälern, kann nicht nur zu Streit, sondern sogar zu Blutvergießen, selbst Krieg, Veranlassung geben.

d. h. „Zauberer“, „Kluger“, „Weiser“. Die Vorstellungen der Hereró über Zauberei sind folgende:

Es giebt geistige böse Mächte. Mit diesen kann sich der Mensch durch gewisse Zauberformeln in Verbindung setzen und sie zum Nachtheil anderer Menschen anwenden, z. B. um Krankheiten und Tod zu verursachen, aber auch um Krankheiten zu beseitigen. Hierzu gebrauchen sie aber auch eine gewisse Sympathie. Es nimmt z. B. jemand aus einer Löwenspur etwas Staub und streut diesen auf die Spur seines Feindes mit den Worten: „ga t'ongeama!“ d. h. „dafs du vom Löwen getödtet werdest!“ Dies erinnert sehr an folgende westfälische Sitte bei dem Landvolke. Wenn einem Bauern etwas gestohlen ist, sucht er die Spur des Diebes auf, bindet die Erde, worauf er eine Fußspur desselben gefunden hat, in ein Tuch und hängt dies in den Rauchfang mit dem Wunsche, dafs der Uebelthäter verdorren möge, wie die Erde im Schornstein. Derartige Verwünschungen, wie die obige, kommen bei den Hereró auch häufig vor in Verbindung mit andern Thieren. So dient eine braune, sehr giftige Schlange sehr oft als Verwünschungsmittel, sie heifst Eraravizé, und der Hereró braucht in Folge dessen manchmal die Verwünschung: ga t'eraravizé, d. h. „dafs er durch die eraravizé sterbe!“

Andere Verwünschungen oder Zauberformeln dienen dazu, um die Feinde im Kriege zu beschwören. Die Hereró nennen dies „kutiré“, d. h. wörtlich „fesseln“, die Feinde durch Zauberformeln in Fesseln schlagen.

Nicht jeder Todesfall und jede Krankheit wird einer Zauberei zugeschrieben, wie dies bei den Kaffern, Zulu, Betschuanen und manchen anderen geschieht, doch mufs bei den Hereró jedesmal der Zauberer, der Priester der bösen Mächte darüber entscheiden, woher ein Krankheits- oder Todesfall herrührt, ob er durch Zauberei oder auf natürlichem Wege herbeigeführt sei. Dieser sucht nun mittelst seiner Zauberformeln die Schuldigen heraus, wenn überhaupt solche da sind. Uebrigens kommt es, wenn wir nicht sehr irren, nie vor, dafs bei den Hereró ein der Zauberei Ueberführter oder Angeklagter getödtet wird, wie dies alltäglich bei den Kaffern sich ereignet; dagegen mufs bei den Hereró eine Sühne an Vieh entrichtet werden. Die Doktoren lassen sich natürlich für ihre Dienste immer gut bezahlen. Ihre Medicin, mit der sie Krankheiten heilen, besteht in Hyänenmist, welchen sie dem Patienten um den Mund und die Stirne schmieren, wobei der Doktor seine Zauberformeln spricht. Eine andere Methode der Entzauberung, wenn die Krankheit als Bezauberung ausgegeben worden ist, besteht darin, dafs der Kranke über einem kochenden Topfe hin- und herbewegt wird. Die Hereró nennen dies Verfahren: Karipiriré.



Wie groß auch der Unfug und die Macht der Zauberei im Hereró-lande sein mag, so kann sie doch durchaus keinen Vergleich bestehn mit derjenigen unter anderen Völkern Afrikas, den Kaffern, Zulu, Bassuto, Betschuanen, Aschantee u. s. w. Bei diesen Völkern tritt die Zauberei ganz in den Vordergrund des socialen und staatlichen Lebens, während sie bei den Hereró sich im Ganzen sehr im Hintergrund hält. Es ist bekannt, welchen furchtbaren Einfluß die Zauberer, Zauberdoktoren und Regenschmager bei den genannten Völkerschaften auf ihre Volksgenossen ausüben, wie sie dieselben in steter Furcht erhalten, wie sie alle noch vorhandenen sittlichen Grundlagen, den Glauben an die Götter, überhaupt alle dunklen Anklänge an die Wahrheiten des Christenthums, die in der alten hergebrachten Religion, im Cultus etc. verborgen lagen, mit vollkommenem Bewußtsein durch raffinirten Betrug und boshafte Intrigue untergraben und dem Eindringen des Christenthums dadurch ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegen setzen. Bei den Betschuanen ist es, um ein Beispiel anzuführen, soweit gekommen, wie (wenn wir nicht irren) Moffat berichtet, daß man als ein Dummkopf verspottet wird, wenn man noch von „Morimo“, d. i. „Gott“, spricht; man hält es höchstens den alten Großvätern wegen ihrer Schwachköpfigkeit zu Gute, wenn sie noch an Morimo glauben. Dies ist lediglich durch den Einfluß der Zauberer gekommen. Es ist ferner auch bekannt, mit welcher raffinirten Bosheit die Zauberer die Autorität der Missionare herabzudrücken und ihr Werk zu vereiteln suchen.

Anders verhält es sich bei den Hereró. Ihre Zauberer haben nie die Macht besessen, wie jene, ein ganzes Volk beständig an der Nase herumzuführen, unzählig viele unschuldige Opfer gemeiner, teuflischer Rache und Intrigue den grausamsten Todesqualen zu übergeben, das Familien- und sociale Leben zu zerrütten und zu untergraben und die Missionare in den Augen des Volkes lächerlich zu machen. In letzterer Beziehung haben sogar die Hererózauberer im Gegentheil von Anfang an die Ueberlegenheit der Missionare mehr oder weniger bereitwillig und offen anerkannt. Als die ersten Missionare in's Hereró-land kamen, traf es sich, daß verschiedene angesehene Personen in einem Stamme krank waren, bei denen der Hyänenmist und die Zauberformeln der Zauberdoktoren nichts ausrichten konnten. Bei der Ankunft der Missionare drangen nun die Zauberer selbst darauf, man solle die „weisen Zauberer“, die mehr als sie vermöchten, zu Rathe ziehen. Dies geschah denn auch, die Kranken wurden von den „weisen Zauberern“ geheilt, und von da an war das Ansehn und der Einfluß der Missionare auf immer fest begründet.

Auch das Wahrsagen ist bei den Hereró, wie bei allen heidni-

schen Völkern, gang und gäbe; sie nennen es: huna, d. h. wahrsagen oder das Loos werfen. Die Hereró werfen das Loos mittelst kleiner Steine, die von solchen, die den Wahrsagergeist zu haben vorgeben, überall gewählt werden können. Sie werfen die Steinchen auf der flachen Hand hin und her, bis sie in gewisse Lagen oder Stellungen kommen, und je nachdem diese sind, thut der Wahrsager seine Aussprüche, die sich jedoch nur auf die Vergangenheit beziehen. — Das Wahrsagen in Beziehung auf die Zukunft geschieht durch Traumdeuterei. Bei jeder Krankheit oder irgend einem Unfall nimmt man seine Zuflucht zum orubio, einem Loose, mittelst eines Messers und einer Sandale, die zu diesem Zwecke gehalten wird, oder zum okuvetera oder okuhuna, um herauszufinden, ob die Krankheit oder das Mißgeschick zauberischen, bösen geistigen Einflüssen oder natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Dies Wort huna bedeutet auch, die Eingeweide der Thiere, überhaupt den Abfall bei etwas Geschlachtetem oder Erlegtem nehmen. Man könnte daraus vielleicht schließen, daß die Hereró in früheren Zeiten auch aus den Eingeweiden geschlachteter Thiere (Opferthiere) gewahrsagt haben.

So weit über den Glauben und Aberglauben dieses Volkes. Zum Schluß möge es erlaubt sein, noch einige Sagen und Märchen, welche den Volksgeist der Hereró nach einer andern Seite hin charakterisiren, hier ihre Stelle finden zu lassen. Wir haben uns bemüht, diese Sagen und Märchen dem Inhalte, sowie der Erzählungsweise, d. h. dem Volkstone nach, in unserem Stile möglichst getreu wiederzugeben <sup>1)</sup>.

Vor vielen, vielen Jahren, heißt es, liefen „die Großen im Himmel“ (Eyurú) wegen der zunehmenden Gottlosigkeit der Menschen den Himmel auf die Erde niederfallen und in Folge dessen verloren fast alle Menschen das Leben; nur einige wenige blieben übrig. Diese

<sup>1)</sup> Im XIII. Bde. des „Globus“, 1868 finden sich die im Folgenden erzählten Sagen und Märchen der Hereró bereits unter dem Titel: „Sagen, Märchen und Fabeln der Ova-Hereró von Theophilus Hahn“ abgedruckt, mit der Angabe, daß dieselben „frei nach den Mittheilungen des Missionärs, Herrn Hugo Hahn“, mitgetheilt seien. Wir müssen diesen bedauerlichen Irrthum (?) dahin berichtigen, daß jene Sagen und Märchen nicht „frei nach den Mittheilungen“ des Herrn Hugo Hahn mitgetheilt sein können, da sie fast ganz wörtlich unserem Manuscript entnommen sind, daß ferner jener Verfasser derselben von uns weder das Recht erhalten hat, Abschrift von diesen Märchen und Sagen zu nehmen, noch weniger aber dieselben dem Druck zu übergeben, noch endlich am wenigsten, dies ohne die directe Quellenangabe zu thun. Wir verdanken allerdings diese Sagen und Märchen ursprünglich den Mittheilungen unseres Vaters, des Missionars Hugo Hahn, in dieser Form aber hauptsächlich der mündlichen Mittheilung unserer Amme, einer getauften Hereró.

wenige, die am Leben geblieben waren, nahmen in ihrer Noth, da der Himmel sehr schwer auf der Erde lastete, ein schwarzes Schaf und opferten dasselbe den „Grofsen im Himmel“. Da beschlossen „die Grofsen im Himmel“, jene zu verschonen und zogen den Himmel wieder zurück, und nun halten sie ihn bis auf den heutigen Tag. Seit jener Zeit kann aber niemand mehr in den Himmel steigen, was früher möglich war; denn „die Grofsen im Himmel“ haben Wächter aufgestellt, welche dort Wache halten müssen, wo Himmel und Erde zusammenstoßen. Diese Wächter sind gewaltige Riesen, welche einäugig, einohrig, einbeinig und einarmig sind und überhaupt alles in der Einheit besitzen, was wir doppelt haben. Dazu fehlt es den Armen und Beinen noch gar an Gelenken. Will jetzt ein Mensch in den Himmel steigen, dort am Horizont nämlich, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, dann ziehen ihn die Riesen an den Beinen wieder herunter.

Es klingen in dieser schönen Sage ganz unverkennbar die Geschichte vom Sündenfall und von der Sündfluth hindurch; jedenfalls ist dies der Grundgedanke. Aber auch im Einzelnen finden wir manche auffallende Anklänge an die biblische Erzählung jener Ereignisse, sowie an die Sagen anderer Völker über diesen Gegenstand. Die „zunehmende Bosheit“ unter den Menschen, das könnte fast für einen der biblischen Erzählung entlehnten Ausdruck gelten; aber auch, dafs die Menschen nicht mehr in den Himmel gelangen können, deutet unverkennbar auf die Erzählung vom Sündenfall oder vielmehr auf die unmittelbaren Folgen desselben, auf die Verweisung des Menschen aus dem Paradiese. Wunderbar ferner, dafs „Wächter“ aufgestellt werden, um den Menschen den Zugang zu dem Orte, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, zu verwehren! Und was kann der Ort, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, anders sein als eine dunkle Vorstellung von einem Paradiese? Ferner ist es auffallend, dafs gerade der Himmel auf die Erde fallen mufs, um die Menschen umzubringen. Man könnte fast glauben, dafs der Fall des Himmels auf die Erde ein poetischer bildlicher Ausdruck für das Herunterströmen des Regens auf die Erde sei; ein räthselhafter Ausdruck, von welchem die Hereró selbst sich keine Rechenschaft zu geben wissen, und den wir früher schon berührt haben, ist jedenfalls der von den „Grofsen im Himmel.“

Die an vielen Orten der Erde vorkommende Sage vom Basilisken ist den Hereró auch nicht ganz unbekannt. Nur erzählen die Hereró, dafs er wie ein Lamm blökt, während man sonst gewöhnlich sagt, er krähe wie ein Hahn oder glucke wie eine Henne. Er soll sowohl Menschen als Thiere anfallen, und sein Bifs soll tödtlich sein. Der Norden wird als seine Heimath bezeichnet.

Wir wollen jetzt noch einige artige Märchen folgen lassen.

Ein Häuptling verliebte sich in die schöne junge Frau eines anderen Häuptlings. Er tödtete diesen deshalb meuchlings, entführte die Schöne wider ihren Willen und brachte sie auf seine Ongandá. Als nun eines Tages der Häuptling und seine Leute auf die Jagd gegangen waren, benutzte die Entführte diese Gelegenheit und entfloh. Zufällig kehrte der Häuptling gerade an diesem Tage etwas früher als gewöhnlich heim, entdeckte sofort ihre Flucht und verfolgte ohne Verzug und in der größten Wuth die Entflohene mit allen seinen Kriegern. Die junge Frau ist noch nicht sehr weit entkommen, als sie schon die Stimmen ihrer Verfolger in der Ferne hinter sich vernimmt und dieselben schon immer näher und näher kommen hört. Da entdeckt die Geängstete plötzlich in ihrer größten Noth einen dichtbelaubten, hoch- und dickstämmigen Giraffenakazienbaum. Die große Angst macht es ihr möglich, ihn zu erklettern, und sie verbirgt sich im dichtesten Laube. Eben ist sie damit fertig, da sind auch ihre Verfolger zur Stelle; sie sind ganz verwundert und rathlos darüber, daß die Spur der Entflohene mit einem Male bei diesem riesigen Baume aufhört. Daran denkt keiner, daß sie hinaufgeklettert sein könnte; denn selbst einem gewandten Manne würde das ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein. — Da es über dem Suchen, Forschen und Berathen Mittag geworden ist, die Sonne empfindlich brennt und der hungrige Magen seine Rechte fordert, so setzt man sich, des vergeblichen Nachsuchens müde, in den Schatten des Baumes, ruht sich aus und berathschlagt, was weiter zu thun ist. Plötzlich lenkt ein leises Geräusch in den Blättern des Baumes, welches die junge Frau aus Unbedachtsamkeit durch eine leichte Bewegung verursacht hat, unwillkürlich die Blicke aller nach oben — und die Unglückliche wird entdeckt. Alle springen auf und stoßen einen Schrei der Freude und des Erstaunens aus, der die Arme erzittern macht. Man fordert sie nun auf, herabzukommen, bittet und macht ihr Versprechungen, — aber alles umsonst, sie läßt sich nicht in die Falle locken. Darauf geht man zu Drohungen über, aber ebenfalls vergeblich; ebenso scheitern alle Versuche, den Baum zu erklettern, an der Dicke des Stammes. Endlich besinnt man sich eines andern; es werden einige Leute nach der Ongandá zurückgesandt, um Beile zu holen. Sobald die Boten mit den verlangten Gegenständen zurück sind, geht man frisch an's Werk, den Baum zu fällen. — Viele Axthiebe sind schon gefallen, während die arme Entflohene dort oben die furchtbarsten Qualen vor Angst aussteht; schon wankt der Baumriese und man holt aus zu den letzten Hieben, — da kommt mit einem Male ein gewaltiger Geier mit weit

ausgebreiteten Fittigen zu der jungen Frau auf den wankenden Baum geflogen, bietet ihr den Rücken dar und sie besteigt ihn; dann breitet der König der Lüfte seine mächtigen Flügel wieder aus und trägt die geängstigte, ihrem ermordeten Gatten treu gebliebene junge Frau sanft durch die Lüfte zu ihren Eltern der Heimath zu. Die überraschten und erschrockenen Verfolger haben das Nachsehen.

Eines solchen Märchens brauchten wir Deutschen uns wahrlich nicht zu schämen. Welch eine reine, naive Poesie, und welche feine, tiefe Moral enthält diese sinnige Erzählung, und wie schlicht, einfach und spannend ist sie zugleich <sup>1)</sup>. Ein anderes schönes Märchen ist folgendes:

Auf einer Ongandá lebte ein Häuptling, welcher sieben junge schöne Töchter hatte. Diese bauten sich eine eigene hübsche Hütte und bewohnten sie gemeinschaftlich. Als nun nach einiger Zeit der Stamm weiterziehen wollte, um neues Weideland für die Heerden aufzusuchen, weigerten sich die sieben Mädchen, aus Anhänglichkeit an ihre hübsche Hütte, aufs hartnäckigste mit den Eltern weiter zu ziehen. Alle Bitten und Vorstellungen von Seiten der Eltern und Verwandten hatten keinen Erfolg, und es blieb schliesslich nichts anderes übrig, man mußte sie zurücklassen und ohne sie abziehen, in der Erwartung, es würde den sieben Schwestern die Verlassenheit von aller Welt recht bald leid sein, und daß sie deshalb bald nachfolgen würden. Darin hatten sich jedoch die Eltern ganz verrechnet. Die jungen Damen freuten sich nun einmal so recht ihres Lebens und ihrer Freiheit und dachten gar nicht daran, den Ihrigen für's Erste zu folgen. Das dauerte aber nicht lange so; denn schon nach wenigen Tagen kam ganz unerwartet ein Stamm der „Haukoin“ oder Bergdamra, die erbittertsten Feinde der Hereró. Der Häuptling dieses Stammes hatte aber sieben erwachsene Söhne. Sobald nun die sieben jungen Mädchen entdeckt wurden, nahm sie der Häuptling als gute Beute gefangen, in der Absicht, sie an seine Söhne zu verheirathen, und liefs sich deswegen gleich dort mit seinem Stamme nieder. Wider alles Erwarten des Häuptlings sträubten sich die jungen Mädchen mit aller Macht und Standhaftigkeit gegen jedes Heirathsgesuch. Um die Widerspenstigen mürbe und willig zu machen, sperrte man sie beständig in ihre eigene Hütte ein und behandelte sie sehr hart. — Eines Tages nun gingen

<sup>1)</sup> Die Belohnung der Unschuld und Treue, sowie das Eingreifen höherer sittlicher Mächte in der Form von Naturmächten oder Kräften (hier in der Gestalt eines Geiers), in das Leben der Menschen zum Schutze des Guten, da wo nach menschlicher Berechnung keine Rettung mehr möglich ist, sind hohe sittliche Momente, die wir auch durch alle unsere deutschen Volksmärchen hindurchklingen hören.

die Bergdamra mit ihrem Häuptling auf die Jagd, gebrauchten jedoch die Vorsicht, einen alten Krieger zur Bewachung der hartnäckigen Schönen zurückzulassen. Der alte Krieger verfiel aber nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf. Da nahm die jüngste von den sieben Schwestern, welche die klügste und muthigste von allen war, einen großen Stein, der die Thür verschloß, mit Hilfe ihrer Schwestern und zerschmetterte damit den Kopf des Wächters, indem sie den Stein darauffallen liefs. Nun waren die sieben Geschwister frei wie die Vögel, die dem Käfig entsprungen sind. Natürlich ergriffen sie sofort die Flucht nach der Richtung hin, wohin ihr Stamm gezogen war. Unterdessen kehrten die Bergdamra, die gute Jagd gehabt hatten, früh zurück und merkten bald, was in ihrer Abwesenheit vorgefallen war. Racheschnaubend machten sie sich daher sofort hinter den Flüchtlingen her, welche, wie sie meinten, noch gar nicht so weit entfernt sein konnten. Doch das war ein Irrthum, denn die Mädchen, denen die Angst und die Verzweiflung Flügel verliehen hatten, hatten bereits einen weiten Vorsprung gewonnen. Durch die eilige Flucht wurden sie aber schliesslich so erschöpft, daß sie unterwegs ausruhen mußten. Als sie nun so dasaßen und mit einander beriethen, was zu thun sei, sagte nach einiger Zeit eine von den Schwestern zu den übrigen: „Ich kenne hier in der Nähe einen wunderbaren Felsen, wenn man vor ihm steht und eine gewisse Zauberformel spricht, dann öffnet er sich und man kann dann hineingehen; doch es darf nur eine ganz reine und fromme Jungfrau sein, welche die Formel spricht, und es darf niemand ein böses Wort dabei sprechen, wenn er hineinkommen will.“ Gleich wurde beschlossen, den Versuch zu machen. Nun war aber unter den Sieben die Jüngste, — die Lieblingstochter des Vaters — welche schon vorher den Rath gegeben hatte, den Wächter zu tödten, nicht allein die klügste, sondern auch die frommste von den sieben Geschwistern; darum sagten die anderen sogleich, sie müsse die Zauberformel sprechen. Und so gingen sie nun von der anderen, die den Weg kannte, angeführt, zum Wunderfelsen hin, der schroff aus der Erde ragte. Die Jüngste sprach die Zauberformel und mit einem gewaltigen Ruck that sich der Fels auf. Nachdem sich alle vom ersten Schreck erholt hatten, ging die Jüngste zuerst hinein und die anderen folgten nach. Beim Hineingehn aber stiefs die Aelteste von den Schwestern eine unziemende Rede aus gegen die Verfolger, deren Stimmen man schon in der Nähe hören konnte. Darauf schloß sich der Fels, nachdem alle drinnen waren, hinter ihnen zu.

Drinnen sah es nun wunderschön aus, und die schönen Jungfrauen hatten ihre große Freude daran. Da waren herrliche grüne Wiesen mit bunten Blumen und schöne Teiche mit krystallklarem Wasser mit

schönen Fischen darin und murmelnde Quellen, — es war eine wahre Lust anzusehen. Auf den Wiesen weideten die schönsten Rinder- und Schafheerden, und liebliche Musik, welche von den Glöckchen an den Hälsen der Thiere herrührte, tönnte ihnen entgegen; dabei hüpfen, zwitscherten und sangen in den Zweigen schattiger Mimosen und Giraffenakazien viele bunte Vögel um die Wette. Kurz sie waren in ein wahres Paradies versetzt.

Unterdessen waren die Verfolger beim Felsen angekommen. Dort hörte auf einmal jede Spur der Flüchtlinge auf, man mochte suchen, wie man wollte. „Sollten sie durch den Fels gegangen sein?“ sagt endlich einer, verdrießlich über das vergebliche Suchen, und legt, ohne zu ahnen, daß er wohl gerathen hat, sein Ohr zum Scherz an die Felswand und ist ganz verblüfft, den lieblichen Glockenklang und das Frohlocken der Jungfrauen zu vernehmen. Mit lautem Jubelruf theilt er sogleich seine Entdeckung den Gefährten mit, und diese lauschen auch an der Felswand; doch können sie sich nicht darüber einigen, was das für Laute sind, die sie zu ihrer größten Verwunderung hören. Einige sagen: „das ist das Zwitschern von Vögeln“ und andere sagen wiederum: „es sind Stimmen der Jungfrauen“ und andere wiederum: „das sind Schellen von Rinderheerden“. Obwohl alle zum Theil Recht haben, entsteht ein Zank darüber, denn jeder will allein Recht haben, und zuletzt kommt es zur Schlägerei, bis schließlich alle mit blutigen Köpfen die Verfolgung aufgeben müssen und heimkehren.

Die schönen Jungfrauen verleben unterdessen schöne, schöne Tage; sie pflücken sich Blumen, winden sich Kränze, spielen mit den kleinen Lämmchen u. s. w. u. s. w. Mit der Zeit aber bekommen sie Heimweh zu ihren Eltern, die, wie sie sich recht gut denken können, in Sorgen um ihre lieben Kinder leben. Wenn sie doch die lieben Eltern bei sich in diesem schönen Paradiese haben könnten! Aber das geht nicht, denn wie können sie dieselben von ihrem Aufenthalte unterrichten? Kurz, es bleibt, da die Liebe zu den Eltern den Sieg davongetragen hat, nichts anderes übrig, sie müssen diesen schönen Ort verlassen und ihre Eltern aufsuchen, damit sie sich nicht länger zu ängstigen brauchen.

Die sieben Schwestern kehren also zum Eingang des Wunderfelsens zurück und die Jüngste spricht, wie zuvor, die betreffende Zauberformel. Der Fels öffnet sich wieder, doch diesmal nur soweit, daß immer nur eine hindurch kann und nicht zwei oder drei neben einander. Da bekommt die Aelteste, diejenige, die beim Hineingehen die unziemende Rede geführt hatte, ein böses Gewissen, und es wird ihr ganz angst und bange, als es ihr trotz aller Anstrengung nicht gelingen will, sich vor den anderen hindurchzudrängen. Sie bleibt die

Letzte, und als die Sechste eben im Freien ist, schließt sich der Fels vor der Unglücklichen mit einem Donnerschlage. Da sitzt sie denn noch bis auf den heutigen Tag und weint und weint und hat sich schon längst die Augen aus dem Kopfe geweint.

Die sechs übrigen Schwestern aber fanden bald ihre Eltern wieder, die aus Freude über das Wiedersehen gern den Ungehorsam der Kinder und die Angst und Sorge, die sie ihnen bereitet hatten, verziehen. Es wurde auch von den Eltern ein großes Freudenfest dem Stamme gegeben, und alle waren lustig und guter Dinge. Die Mädchen sind aber seitdem nie wieder eigensinnig und ungehorsam gegen ihre Eltern gewesen <sup>1)</sup>).

Solcher sinniger, anmuthiger Erzählungen haben die Hereró viele. Hier müssen wir aber bemerken, daß an diesen, dem Kerne nach wirklich schönen Märchen, oft viel ekelhafter heidnischer Schmutz klebt, welcher der wirklichen Moral der Erzählungen widerspricht und ganz gewiß erst später hinzugekommen ist.

In den Hererófabeln, deren Zahl Legion ist, und welche meist, wenn auch nicht immer, sehr ausgedehnt werden und dadurch gewöhnlich ihre eigentliche Pointe verlieren, finden sich manche, oft wirklich auffallende Anklänge an unsere Thierfabeln. — Der Schakal spielt immer die Rolle unseres Reineke-Fuchs, die Hyäne diejenige des Wolfes, die kleine Landschildkröte vertritt die Maus, das Karakal unsere Katze, der afrikanische Hase den unsrigen. Natürlich fehlt der Löwe nicht mit seinen mächtigen und listigen Vasallen, dem riesigen Leoparden u. s. w. Der Elephant endlich vertritt den Bären in unserer Thierfabel. Endlich kommen manche Thiere, wie der Strauß, das Rhinoceros und manche Antilopenarten bei ihnen vor, die unsere Thierfabel nicht kennt <sup>2)</sup>).

<sup>1)</sup> Außer dem, was zu dem vorhergehenden Märchen bemerkt wurde, sind in dieser Erzählung die Siebenzahl, die wir in unserem deutschen Volksmärchen wiederfinden, sowie der Umstand, daß gerade die Jüngste, die Unscheinbarste, die Hauptrolle spielt, ferner der Wunderfelsen, der sich auf einen gewissen Zauberspruch hin öffnet und eine besondere Eigenthümlichkeit der orientalischen, z. B. der arabischen, Märchen zu sein scheint, und die schließliche Moral des Ganzen, höchst beachtenswerthe Momente.

<sup>2)</sup> Es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele unserer Thierfabeln durch die Missionare sich unter den Eingeborenen Südafrika's eingebürgert haben, sei es nun, daß die Missionare an die Stelle der in unseren nordischen Erzählungen auftretenden und dem Afrikaner unbekanntem Thiere solche setzten, welche derselbe aus täglicher Anschauung kennt, sei es, daß die Eingeborenen selbst die Erzählungen der Missionare nach ihren Begriffen sich zurecht legten. Red.